

*In ausgezeichnetester Hochachtung.*

*Berlin, Juli 1904.*

# DAS LURI UND DER MANOLISBRUNNEN

VON

ALFRED SCHIFF

AUS HILLER VON GAERTRINGEN  
THERA BAND III BESONDERS  
ABGEDRUCKT

BERLIN 1904



## V.

# DAS LURÍ UND DER MANOLIS-BRUNNEN

VON A. SCHIFF

Die nachfolgende Specialuntersuchung, die einem lange verkannten Baurest der alten Stadt Thera zu seinem Recht verhelfen soll, beruht auf Beobachtungen, zu denen sich mir im Juli 1900 Gelegenheit bot, als ich mich zum fünften Mal auf der einsamen und doch so anregenden Höhe des Messavuno aufhielt, um in den durch Hiller uns erschlossenen Ausgrabungen zu lernen und eventuell auch zu helfen. Nachdem Hiller die eigentliche Ausgrabungskampagne am 30. Juni geschlossen und die Insel am 3. Juli verlassen hatte, hausten Wilski und ich noch mehrere Wochen als treue Genossen allein dort oben; die gegenseitige tägliche Aussprache wies mancher Beobachtung und Erkenntnis erst den rechten Weg, und so möchte ich ihm, der auch die eine beifolgende Planskizze (S. 273, No. I) gezeichnet hat, für seine stille Mitarbeit besonders danken. Die zu untersuchenden Objekte lagen im wesentlichen frei; nur am Manolis-Brunnen und in seiner nächsten Umgebung waren unbedeutende Aufräumungs- und Reinigungsarbeiten erforderlich, die von zwei Arbeitern am 20. und 21. Juli gemacht wurden.

Das Lurí (*τὸ Λοῦρί* = der Riemen) ist eine etwa 350 m lange, in ihrer ganzen Ausdehnung wohlerhaltene Mauer, die sich in der Richtung OSO nach WNW am Nordostabhang des Messavuno entlang zieht<sup>1)</sup>. Sie ist von den oberen Teilen des Messavuno aus nicht sichtbar; um so deutlicher tritt sie, aus gewisser Entfernung von einem niedriger gelegenen Punkt aus gesehen, in die Erscheinung. Am besten übersieht man ihren ganzen Lauf von den *Κρεμαστὲς γοῖρες*<sup>2)</sup> (Bd. III, S. 221 fg. und Plan I) aus. Von dort erscheint sie wirklich wie ein „Riemen“, der um das Messavuno gelegt ist.

Das östliche Ende des Lurí liegt ungefähr unterhalb der *Πλατὺς τοῖχος* genannten schönen Terrassenmauer (Bd. I, S. 188 und 195—197), das westliche Ende gerade unterhalb der Stephanoskapelle. Im wesentlichen folgt die Mauerlinie der Horizontalkurve des Abhanges, doch steigt sie von Osten nach Westen um ca. 25 m (= 7 Proz. Steigung) an: ihr Ostende liegt 235 m, ihr Westende 260 m hoch. Die Mauer läuft also durchschnittlich 50 m unterhalb des Weges, der vom Evangelismos (300 m) am *Πλατὺς τοῖχος* vorbei nach der Stephanoskapelle (310 m) führt. In konstruktiver Beziehung trägt sie alle Charakteristika einer bescheidenen

<sup>1)</sup> Der Kürze halber gebrauche ich im folgenden immer die einfachen Himmelsrichtungen, indem ich die Richtung der Mauer ohne Rücksicht auf Krümmungen als West-Ost setze. Norden ist also

die Abhang-, Süden die Bergseite. — Kartographisch ist das Lurí auf Plan I dieses Bandes festgelegt.

<sup>2)</sup> Wilski schreibt „Kremastigumes“.

Terrassen-, Futter- oder Stützmauer. Sie hat keine Innenfassade, sondern lediglich eine Abhangsfassade, ist auffallend dünn, da sie nur aus einer, 40–50 cm tiefen Steinreihe besteht, und schneidet in der Oberkante durchweg gleichmäßig mit der Höhe des dahinter liegenden Terrains ab. Da sie unmittelbar auf dem Felsen aufsitzt, ist sie also, je nachdem der Fels sich hebt oder senkt, verschieden hoch. Ihre höchste Höhe beträgt etwa 3 m.

Auf Grund der übereinstimmenden Beurteilung, die 1896 während der ersten theräischen Ausgrabungskampagne Hiller, Judeich und Dragendorff dem durch Lage und Bauart gleich merkwürdigen Mauerstück zu teil werden ließen, hat Wilski auf Blatt 2 der Kartenmappe zu Bd. I das Lurí schwarz gezeichnet und damit als mittelalterlich gebrandmarkt; auf Blatt 12 hat er es geradezu als „mittelalterliche Wegestützmauer“ bezeichnet. Im Text von Band I geschieht der Mauer, die man als byzantinisch vornehm mißachtete, überhaupt keine Erwähnung; im Corpus (J. G. XII 3, 412) spricht Hiller von dem „*murus recentioris actatis luri* nominatus“. Und doch verdient das Lurí in hohem Grade Beachtung: denn es ist sicher antik, sogar archaisch, und bietet Gelegenheit zu Rückschlüssen auf das Ganze der Stadtanlage. Wenn so erprobte Kenner antiker, insbesondere theräischer Baureste, wie die Genannten, zu der entgegengesetzten irrthümlichen Auffassung gekommen sind, so ist das wohl dadurch zu erklären, daß sie ihre Beobachtungen zufällig an Stellen angestellt haben, an denen der Charakter der ursprünglichen Anlage durch späte Reparaturen verwischt erschien<sup>3)</sup>.

Als antik wird die Mauer — abgesehen von den weiterhin zu besprechenden Einzelindizien — zunächst durch die ganze Art ihrer Konstruktion erwiesen. Sie ist durchweg mit Lehm gebaut, und zwar aus mittelgroßen und kleinen Steinen. Der an zahlreichen Stellen vorhandene Mörtel ist äußerlich herangekleckst, dringt in die ursprüngliche Mauer nirgends tief ein und bezeugt nichts weiter als gelegentliche späte Flickereien und Reparaturen. Ferner befindet sich in der ganzen Mauer auch nicht ein einziges antikes Architekturstück. Das ist ein besonders gewichtiges Argument für die antike und verhältnismäßig frühe Entstehung der Mauer, denn bei der Fülle von antiken Werkstücken aller Art, die sich auf dem Messavuno finden, wäre das sonst unerklärlich. Thatsächlich stecken alle nachweislich mittelalterlichen Mauern auf dem Messavuno voll von antiken Steinen.

Welchem Zweck hat nun aber das Lurí gedient? Ist es eine Befestigungsmauer oder eine Wegestützmauer? Eine dritte Möglichkeit scheint nicht vorzuliegen.

Zu der Annahme, daß das Lurí eine Befestigungsmauer war, die die Stadt gegen einen Angriff von Norden schützen sollte, wird man lediglich durch die negative Erwägung geführt, daß ein antiker Weg und daher auch eine Wegestützmauer in dieser Gegend des Stadtberges a priori unwahrscheinlich sind. Aber diese Annahme wird mehr noch als durch die Bauart durch die Tracierung des Lurí widerlegt. Wenn man den steilen Nordabhang des Messavuno, den die Natur besser gesichert hat, als Menschenwerk es jemals vermöchte, vor Erstürmen oder Erschleichen noch besonders sichern wollte, so hätte eventuell eine Mauer am obersten Rande bescheidenen Nutzen stiften können. Aber eine niedrige, mitten auf den Abhang gestellte Terrassenmauer hätte dem Feind kaum ein Hindernis und dem Verteidiger keinesfalls eine Deckung geboten. Auch ist die specielle Trace der Mauer trotz aller Krümmungen nicht so gewählt, daß die von der natürlichen Beschaffenheit des steilen Hanges gewährten und eine Verteidigungsstellung unterstützenden Momente entsprechend verwertet sind. Vielmehr ist die Tracierung der Mauerlinie, die jeder Biegung des Abhanges nachgiebt, augenscheinlich unter

<sup>3)</sup> Die zahlreichen Reparaturen des Lurí sind dadurch veranlaßt, daß die Lurí-Terrasse lange Zeit als Ackerland bestellt wurde, und man daher für die Instand-

haltung der Stützmauer Sorge tragen mußte. Seit etwa 30 Jahren hat man aber die Bestellung des langgestreckten und schmalen χωράφι aufgegeben.

dem Gesichtspunkt erfolgt, möglichst auf der gleichen Horizontalkurve des Bergabhanges zu bleiben. So legt man wohl Wege, aber keine Befestigungsmauern an.

Andererseits begegnet auch die Deutung des Lurí als Wegestützmauer erheblichen Schwierigkeiten. Ein Weg muß von irgendwoher kommen und irgendwohin führen. Dieses Woher und Wohin ist hier nicht nur nicht zu erkennen (das könnte ja an uns liegen), sondern hat auch nachweislich nie bestanden. An seinem Westende läuft das Lurí bis hart an den Rand des Berges, der dort 40—50 m tief völlig senkrecht zur Sellada abstürzt. Die Möglichkeit, daß die Mauer einst horizontal weitergelaufen, und der senkrechte Absturz des Berges erst in nach-antiker Zeit durch Abbrechen von Felsen entstanden ist, scheidet aus, weil dann bedeutende Felstrümmer am Fuß der Wand liegen müßten, was nicht der Fall ist. Auch nach oben, nach der 50 m höher gelegenen Stephanoskopelle zu, ist keine Fortsetzung der Mauer vorhanden, ebensowenig nach unten zu auf dem Abhang. Sie muß also, einst wie heute, hier unvermittelt aufgehört haben. Ebenso rätselhaft-plötzlich bricht das Lurí an seinem Ostende ab, das durch ein kleines Plateau und einen Felsvorsprung markiert wird. Von hier aus weiterhin nach Osten findet sich keine Spur von einer Fortsetzung der Mauer, obwohl der Zustand des Geländes ihr völliges Verschwinden, falls sie einmal da gewesen ist, unmöglich macht.

Die Stützmauer eines Weges im gewöhnlichen Sinne des Wortes kann das Lurí nicht gewesen sein. Diese negative Erkenntnis führt uns darauf, seine beiden Endpunkte genauer zu prüfen und ihren topographischen und lokalen Befund festzustellen.

Am westlichen Endpunkte des Lurí sind genau da, wo die Mauer plötzlich aufhört, an der Bergseite zwei tiefe und breite Nischen in den Fels gearbeitet: die kleinere, nach außen gelegene, reicht für einen, die größere, nach innen gelegene, für mehrere Menschen bequem aus. Man hat von diesem Punkt aus einen Ueberblick über die Nordsellada, die Abhänge des Eliasberges, die Ebene bei Kamari und den Strand von Kamari, wie er in solcher Vollständigkeit kaum an einer zweiten Stelle sich bietet. Die Annahme, daß dort — sei es regelmäßig, sei es nur für Zeiten, in denen Feinde oder Seeräuber die Stadt bedrohten — ein Wacht- und Beobachtungsposten eingerichtet war, muß sich jedem, der einmal dort gestanden hat, aufdrängen. Ebenso ist der östliche Endpunkt des Lurí für einen solchen Posten wie geschaffen. Der schon erwähnte Felsvorsprung, der das Ende der Mauer markiert, liegt auf einer Bergrippe, die die Grenze zwischen dem nordöstlichen und dem südöstlichen Messavuno-Abhang bildet und sich gewissermaßen als eine herausspringende Bastion der energisch umbiegenden Berglinie darstellt. So bietet sich von dieser „Kanzel“ aus (um diese im deutschen Mittelgebirge für analoge Vorsprünge mehrfach vorkommende Bezeichnung anzuwenden) ein umfassender Ueberblick nach beiden Seiten, vor allem auf die weite Fläche des die theräische Ostküste bespülenden Meeres und hinüber nach Anaphe, dessen langgestreckte Silhouette gerade gegenüber aus dem Meere aufsteigt. Von antiken Felseinarbeitungen findet sich auf diesem Platze allerdings nichts, aber es lag auch keine Notwendigkeit vor, einen besonderen Standplatz künstlich zu schaffen, da die Natur durch das schon erwähnte kleine Plateau dafür gesorgt hatte<sup>4)</sup>. Und doch hat uns auch hier ein glücklicher Zufall in situ eine charakteristische Bestätigung für die Benutzung des Platzes bewahrt. Unmittelbar neben dem kleinen Plateau steht auf dem Fels des Vorsprunges eine noch archaische, in das VI. oder den Anfang des V. Jahrhunderts gehörende Inschrift: ΑΙΓΛΑΤΑ<sup>5)</sup>. Der Apollon *Αιγλαίας* (oder *Ἀσγελαίας*)

<sup>4)</sup> Die geringen Baureste, die auf dem Platze erhalten sind, gehören irgend einer in byzantinischer Zeit mit Mörtel gebauten Anlage an, vielleicht einer Wachthütte. Bezeichnenderweise (vgl. das oben

Bemerkte) finden sich unter den Steinen gleich zwei antike Werkstücke.

<sup>5)</sup> I. G. XII 3, 412. Vgl. Bd. I 188. Die Stelle der Inschrift ist auf Blatt 2 der Kartenmappe zu Bd. I angegeben.

ist in Anaphe zu Haus, und so ergibt sich aus dem Platze die Gedankenverbindung, die den nach Anaphe hinüberschauenden theräischen Wachtposten seine fromme oder dankbare Erinnerung an den Gott gerade hier in einem Felsgraffito zum Ausdruck bringen ließ. Die Inschrift giebt uns aber zugleich einen chronologisch wichtigen Anhaltspunkt: damals muß der Platz und also auch das *Λοφί* schon in Benutzung gewesen sein. Denn die Prüfung der beiden Endpunkte hat auch die Frage gelöst, was die rätselhafte Mauer eigentlich zu bedeuten hat. Sie war die Stützmauer einer militärischen „Kommunikation“, die den Zweck hatte, jederzeit eine rasche und bequeme Verbindung zwischen den beiden Wachtposten zu sichern. Außerdem bildete diese „Kommunikation“ einen überaus geeigneten Weg für Beobachtungspatrouillen, einen „Wehrgang“. Denn die ganzen unteren Hänge des nördlichen Messavuno lassen sich von hier aus überschauen, was weiter oben wegen überstehender Felsen nicht möglich ist. So stellt sich das *Λοφί* als ein Glied in dem Verteidigungssystem der alten Stadt Thera dar.

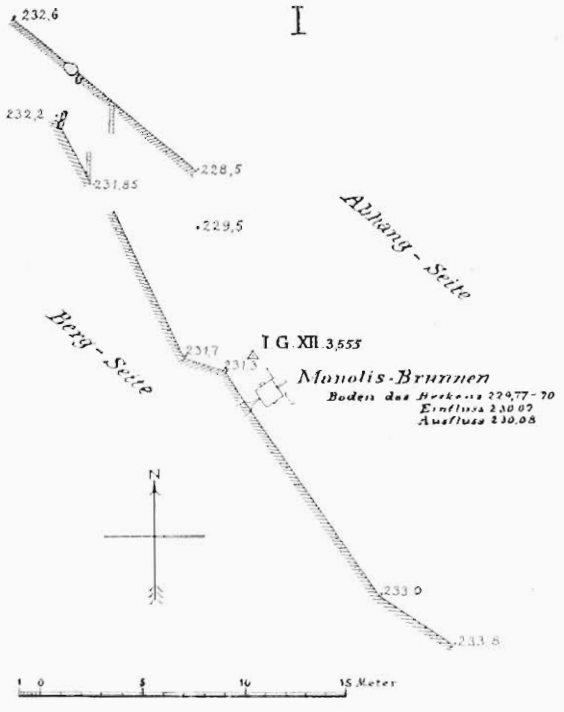
An einer Stelle, die etwa 100<sup>m</sup> von dem östlichen und 250<sup>m</sup> von dem westlichen Endpunkt entfernt ist, zeigt die sonst so regelmäßige Linie des *Λοφί* eine Unterbrechung. Vgl. die Planskizze No. I (S. 273). Eine Wasserstelle, der sogenannte Manolis-Brunnen, bildet den Anlaß. Nicht nur die Anlage dieses hoch-archaischen Brunnens, sondern auch die Art, wie man das auch noch archaische, aber jüngere *Λοφί* mit ihm in Verbindung brachte, erfordern Beachtung.

Der von den heutigen Bewohnern Theras „Manolis-Brunnen“ (*τοῦ Μανόλη τὸ νερό*) genannte antike Felsenbrunnen<sup>6)</sup>, der jetzt völlig trocken ist, liegt 80<sup>m</sup> westlich vom östlichen Endpunkt des *Λοφί* in einer Höhe von 230<sup>m</sup> ü. M. am obersten Anfang einer kleinen Senke oder flachen Schlucht (*τοῦ Μανόλη το λαγυλάδι*), die nordöstlich zum Meer hinunterzieht, und zwar hart an der Außenseite des *Λοφί*, das an dieser Stelle die Senke durchschneidet<sup>7)</sup>. Die Planskizze No. II (S. 273) möge die folgende Beschreibung verdeutlichen. Ein sorgfältig und sauber in den schräg abfallenden Fels geschnittenes, fast genau quadratisches Bassin (*B*) von 1<sup>m</sup> bez. 0.99<sup>m</sup> Seitenlänge, dessen Zufluß- und Abflußrinne ebenfalls in den Fels gearbeitet sind, bildet die Schöpfstelle des Brunnens. Entsprechend der starken Neigung des Felsabhanges ist die senkrechte Rückwand des Bassins erheblich höher (0.72—0.75<sup>m</sup>) als die Vorderwand (0.47<sup>m</sup>). Am linken und rechten Rand des Bassins liegen einander gegenüber zwei Einarbeitungen (*C* und *D*) verschiedener Größe: während *C* ganz klein ist (eine genaue Messung war nicht möglich), ist *D* 0.23<sup>m</sup> lang und 0.18<sup>m</sup> breit. Vermutlich haben die beiden Einarbeitungen als Auflager für irgend eine Vorrichtung gedient, die es ermöglichte, das Bassin zuzudecken und so das Wasser vor Verschmutzung zu schützen. Die nicht genau in der Mitte der Rückwand mündende Zuflußrinne (*Z*), die das Bassin mit Wasser speiste, ist nur 0.03<sup>m</sup> breit, aber 0.45<sup>m</sup> lang; ihre Mündung liegt 0.31<sup>m</sup> über dem Boden des Bassins. Sie kommt aus einem anderen, weiter oberhalb gelegenen und ebenfalls künstlich in den

<sup>6)</sup> Bd. I 188 kurz beschrieben, ebenda S. 298 und S. 348 erwähnt. Vgl. Blatt 2 der Kartenmappe und Plan I dieses Bandes (Karte der Umgegend). In der Zusammenstellung der theräischen Wasserstellen, die Philippson in Bd. I 52 fg. gegeben hat, fehlt der Manolis-Brunnen; er ist dort nachzutragen. Die von Hiller verwendete Bezeichnung „Manoli-Quelle“ will mir nicht ganz zutreffend erscheinen, weil es sich nicht um eine frei entspringende Quelle, sondern um einen durch künstliche Zuleitung gespeisten Brunnen handelt.

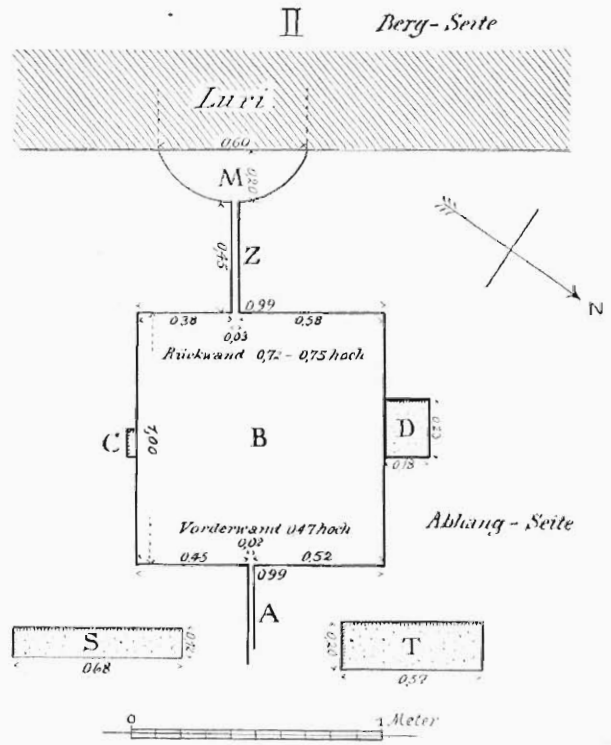
<sup>7)</sup> Etwa 120<sup>m</sup> tiefer liegt in derselben Manolis-Senke

in eine Höhe von 111<sup>m</sup> ü. M. die sogenannte *Χορεύτρα* („Tanzplatz“), ein in Form eines Fünfecks von mittelalterlichen oder modernen Mörtelmauern eingefasster Platz unbekannter Bestimmung. Vgl. Wilski, Bd. III 239—241 und Plan I (Karte der Umgegend). Felseinarbeitungen, Weiheischen und die Reste archaischer Quadermauern, die sich in der nächsten Nähe der *Χορεύτρα* finden, beweisen, daß auch im Altertum hier irgend eine Anlage gewesen ist. Wilskis Vermutung, daß hier ein Wachthaus war, stimmt vortrefflich zu der allgemeinen Situation.



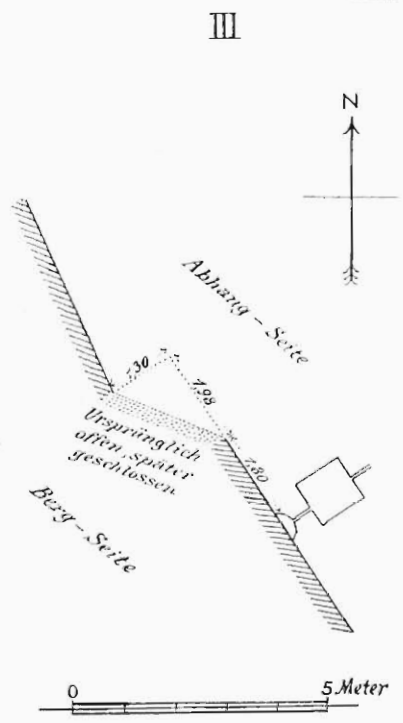
Luri und Manolis-Brunnen

P. Wilski.



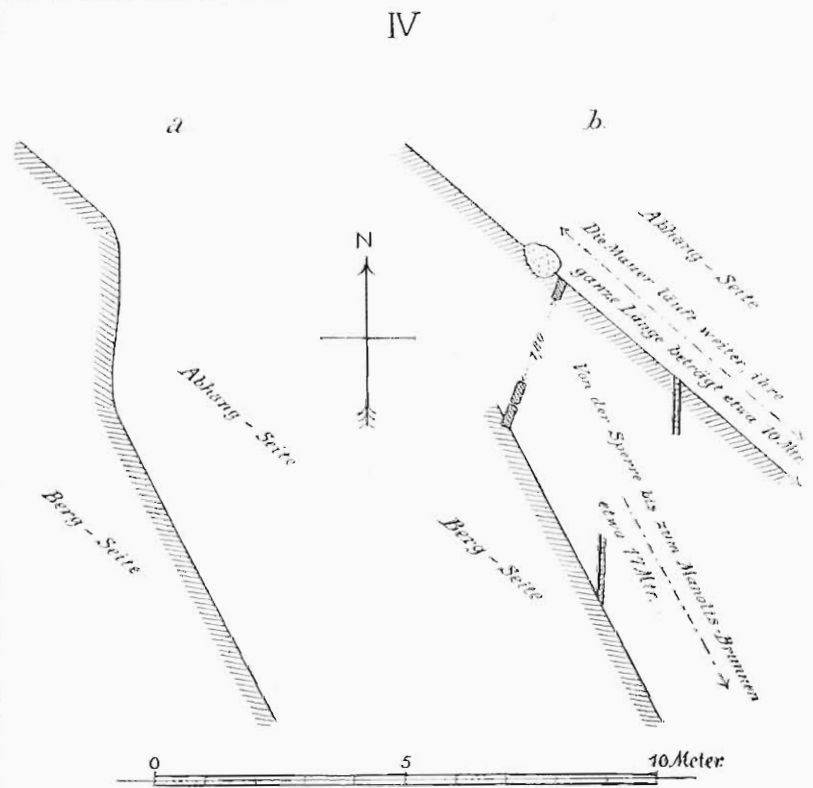
Der Manolis-Brunnen.  
(του Μανόλη το νερό)

A. Schiff.



Der ältere Zugang  
vom Luri  
zum Manolis-Brunnen.

A. Schiff.



Der jüngere Zugang vom Luri zum Manolis-Brunnen.  
a) Das Luri vor Anlegung des jüngeren Zugangs. b) Der jüngere Zugang.

A. Schiff.

Fig. 252.

Fels geschnittenen muldenförmigen Bassin (*M*), das — soweit es sich wegen der darüber laufenden Mauer feststellen läßt — bis 0.80 m tief und bis 0.60 m breit ist. Der Boden dieses Muldenbassins liegt 0.05 m tiefer als die Rinne, die das Wasser nach dem quadratischen Bassin hinunterleitete: das höher gelegene Muldenbassin wirkte also als Klärbassin, das Sinkstoffe zurückhielt. Seine Wände sind durch das viele Wasser, das hier gelaufen ist, wie poliert. Dagegen zeigt der Boden des quadratischen Bassins (*B*) noch ganz deutlich Bearbeitungsspuren: das Wasser kann dort nicht lange gewirkt haben, die beiden Bassins sind also zu verschiedenen Zeiten aus dem Fels herausgeschnitten<sup>\*)</sup>. Die vordere Abflußrinne (*A*) liegt ebenfalls nicht genau in der Mitte der Bassinwand, aber auch nicht gegenüber der Zuflußrinne. Das dünne, nur 0.02 m breite Rinnchen, das anfangs 0.02 m tief, später aber flacher ist, führt 0.60 m weit den schrägen Fels hinab. Weiter unten, wo der Fels steiler wird, sieht man die Versinterungsbahn. Alles in allem: eine saubere, aber bescheidene Anlage, die auf großen Betrieb nicht eingerichtet war. Und doch mag der Brunnen in der ältesten Zeit eine gewisse Rolle gespielt haben, weil er der Stadt so nahe lag. Auch die

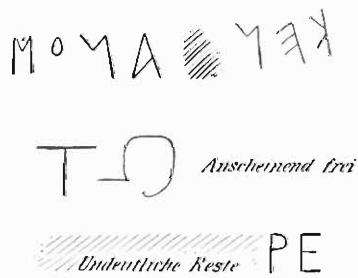


Fig. 253. Inschriftreste beim Manolis-Brunnen.

Thatsache, daß zwei Inschrifttafeln hier aufgestellt waren, deutet darauf hin. Unmittelbar vor dem Vorderrand des quadratischen Bassins (*B*) sind nämlich links und rechts von der Abflußrinne (*A*) ziemlich symmetrisch zwei längliche Einarbeitungen (*S* und *T*) verschiedener Größe (*S* ist 0.68 × 0.12 m, *T* 0.57 × 0.20 m groß) erhalten, die zweifellos zum Einsetzen von Stelen gedient haben. Von den Stelen, die Weihungen getragen haben mögen, ist leider nichts erhalten. Dagegen sind auf dem schrägen Fels rechts von dem Brunnen, d. h. dort, von wo man, wie wir sehen werden, an den Brunnen herantrat, die Reste dreier Felsinschriften erhalten (Fig. 253).

Nur die eine von ihnen, die Hiller bereits publiziert hat (I. G. XII 3, 555), giebt etwas aus. In linksläufiger Schrift (die Buchstaben sind 8—10 cm groß), die nach den Buchstabenformen in das VII. oder den Anfang des VI. Jahrhunderts gehört, hat ein von der Quelle Erquickter seinen Namen in den Fels geschnitten. Eine sichere Lesung des Namens ist nicht möglich: Hiller, der  $\text{Μ Ο Υ Α} \left[ \begin{array}{c} \text{Λ} \\ \text{Μ} \\ \text{Υ} \\ \text{Ξ} \\ \text{Κ} \end{array} \right] \text{Υ Ξ Κ}$  auf dem Felsen gesehen hat, vermutet [*Ἀλέ*]*χσ[α]ν[δ]ρος* oder [*Ἀνά*]*χσ[α]ν[δ]ρος*; ich glaubte *Κεν[?]ἄνος* zu erkennen, wobei es dahingestellt bleiben muß, ob vor dem *K* noch andere Buchstaben gestanden haben, oder ob der Name mit *K* begann. Jedenfalls lernen wir aber aus der Inschrift die wichtige Thatsache, daß die Quelle im VII. Jahrhundert benutzt wurde. Daß sie im allgemeinen viel benutzt worden ist, zeigt der Zustand ihrer näheren Umgebung: der Fels ringsum ist stark abgetreten und blank. Die beiden anderen Felsgraffiti, die nach ihren Schriftformen in hellenistische Zeit gehören, geben, abgesehen von diesem chronologischen Anhalt, nichts aus. Bei dem einen scheint der Schreiber nur angesetzt zu haben, da rechts von den beiden Buchstaben *ΤΩ* anscheinend nichts weiter steht; bei dem anderen sind hinter undeutlichen Resten nur die Buchstaben *ΡΕ* zu erkennen.

Das Lurí läßt, wie schon bemerkt, den Brunnen draußen, oder — genauer gesagt — es überschneidet ihn. Denn die Mauer läuft direkt über dem muldenförmigen Klärbassin (*M*) fort; ihre Fassade liegt 0.62—0.65 m hinter der Rückwand des quadratischen Bassins, so daß

<sup>\*)</sup> Eine andere Möglichkeit, die deutliche Erhaltung der Bearbeitungsspuren zu erklären, muß wenigstens erwähnt werden. Vielleicht war das Schöpfbassin

(*B*) einst mit Steinen oder Erde aufgefüllt, um den Wasserstand zu erhöhen. Bei schwachen Brunnen verfährt man noch heute in Griechenland so.

von der Mulde nur ein vorderes Segment von etwa 0.20 m Tiefe offen bleibt, während der hintere Teil der Mulde durch das Lurí verdeckt ist. Und zwar setzt die Mauer, die über der Mulde 1.60 m hoch erhalten ist, brückenartig mittelst eines unregelmäßigen, besonders langen (1.05 m) Steines, wie er sonst in der ganzen, lediglich aus kleinen Steinen gebauten Mauer nicht wieder vorkommt, über die Mulde hinüber. Dieser Stein liegt auf der nach innen abgeschrägten Wand von *M* auf, kann also, zumal ein kleines Auflager für ihn eigens in den Fels geschnitten ist, nicht rutschen oder sich senken. Aus diesem Sachverhalt ergibt sich, daß das Lurí jünger ist als die Brunnenanlage, was ohnehin wegen des durch die Felsinschrift bezeugten hohen Alters des Brunnens vermutet werden mußte, daß man aber bei der Erbauung des Lurí auf den unbehinderten Wasserzufluß, d. h. auf die weitere Gebrauchsfähigkeit des Brunnens, Rücksicht genommen hat. Wahrscheinlich ist erst damals das untere quadratische Bassin (*B*) angelegt worden, da der offen bleibende Teil des oberen Bassins (*M*) für eine bequeme Benutzung zu klein war. Bei dieser Gelegenheit hat man dann durch das einfache Mittel der Hochlegung von *Z* das obere Bassin zu einem Klärbassin umgewandelt<sup>9)</sup>.

Es leuchtet ein, daß man bei der Anlegung des Lurí sich nicht damit begnügen konnte, den Weg oberhalb des Brunnens vorbeizuführen beziehentlich ihn über den Brunnen hinwegzuführen, sondern daß man auch einen Zugang zum Brunnen herstellen mußte. Dieser Zugang, der einen weiteren Beweis für die organische Verbindung von Lurí und Manolis-Brunnen abgibt und die gleichzeitige Benutzung beider beweist, hat zu irgend einer Zeit aus praktischen Gründen eine Verlegung erfahren, so daß wir einen älteren und einen jüngeren Zugang zu scheiden haben.

Der ältere Zugang (vgl. Planskizze III auf S. 273), der später kassiert wurde, liegt in unmittelbarer Nähe des Brunnens. Die Anlage ist sehr einfach: der Zug der Mauer ist unterbrochen, gleichzeitig tritt die Mauer zurück, so daß eine etwa 2.4 m breite Mauerlücke entsteht. Die hier anstehende schräge Felsplatte diente als abwärts führende Zugangsrampe. Später ist die Lücke durch eine Mauer geschlossen und der Zugang weiter nach Nordwesten verlegt worden, vermutlich weil dieser Zugang zu unbequem und steil war. Die schräge Felsplatte ist durch Abtreten so glatt geworden, daß sie vollkommen wie poliert erscheint. Noch heute ist es kaum möglich, dort zu stehen. Wie viele theräische Krüge mögen dort beim Sturz ihrer Trägerinnen in Stücke gegangen sein!

Der jüngere Zugang (vgl. Planskizze IV auf S. 273) trägt den Charakter einer künstlichen Rampenanlage, die mit einer Sperrvorrichtung verbunden ist. Die Mängel des ersten älteren Zuganges sind vermieden, indem man die neue Anlage weiter (etwa 17 m nach Nordwesten) vom Schöpfbassin abgerückt und dadurch die Ueberwindung der etwa 2 m betragenden

<sup>9)</sup> Wenn auch die Anschauung, daß das Lurí ein byzantisches Bauwerk sei, nunmehr wohl als abgethan gelten kann, so möchte ich doch hier noch einmal darauf zurückkommen, weil das Verhältnis vom Lurí zum Manolis-Brunnen manches in dieser Beziehung Lehrreiche bietet. Denn eine byzantinische Mauer würde den Zufluß einer Brunnenanlage ältester Zeit niemals so sorgfältig geschont haben, wie das hier geschehen ist. Die Byzantiner gingen derber vor. Thatsächlich hat man denn auch im Mittelalter, wahrscheinlich als die kleine Zuflußöffnung unten sich verstopft hatte, gerade über dem langen Stein ein mächtiges Loch roh durch die Mauer durchgestoßen, damit die hinten sich auf sammelnden Gewässer frei hinauslaufen konnten. Die dieses

Loch umgebenden Steine sind mit Mörtel verschmiert. Diese Mörtelspuren gehören wohl mit zu denen, die bei früheren Untersuchungen irreführt haben. — Auch das sei hier hervorgehoben, daß die oben geschilderte Auseinandersetzung zwischen Lurí und Manolis-Brunnen jede Möglichkeit, daß das Lurí eine Befestigungsmauer gewesen ist, ausschließt. Bei der Wasserknappheit, an der Thera litt, wäre es doch unverständlich, wenn man eine der wenigen vorhandenen Wasserstellen außerhalb einer für Verteidigungszwecke erbauten Mauer gelassen hätte, während eine Verschiebung der Trace um wenige Meter genügt hätte, um die Stelle in die Befestigungslinie hineinzuziehen.

Niveaudifferenz erleichtert hat. An einer durch die Felsformation geeigneten Stelle, an der das Lurí eine Biegung machte, wurde durch Niederlegen des die Biegung ausmachenden Mauerstückes eine Lücke von etwa  $2\frac{1}{2}$  m Breite geschaffen. An den einen, mehr nach außen (Nord) gelegenen Endpunkt wurde als Abschluß und Widerlager des Mauerendes ein mächtiger Felsklotz hingelegt. An den anderen, mehr nach innen (Süd) gelegenen Endpunkt wurde die Mauer durch Anfügen zweier großer bearbeiteter Steine hakenförmig eingebogen: man erkennt hier deutlich, daß das nachträglich gemacht ist, weil der eine Stein hincingeschoben ist, und die alte Mauerlinie oben darüber noch ein Stückchen fortläuft. Dann wurde das äußere (nördliche) Mauerende über den Fels hinaus geradlinig und ziemlich parallel zur oberen Mauer in der Richtung nach dem Manolis-Brunnen zu verlängert. Dieses 10 m lange Mauerstück muß, da seine Krone ein Gefälle hat — im oberen Teil liegen drei Steinreihen, ganz unten nur eine —, die äußere Stützmauer einer sacht abwärts führenden  $2\frac{1}{2}$ —3 m breiten Rampe gewesen sein. Das Schema solcher durch Vorziehen eines Mauerendes gebildeten Oeffnung und Anrampung ist echt griechisch: es findet sich schon in Tiryns. Oben hatte die Rampe eine Sperrvorrichtung oder sogar einen thorartigen Abschluß. Genau gegenüber den beiden erwähnten bearbeiteten Steinen, die an das innere (südliche) Mauerende angefügt sind, ist nämlich auch an die Innenseite der Rampenmauer ein bearbeiteter Stein angefügt. Die lichte Breite zwischen den Steinen beträgt 1.80 m. Daß sie irgend einer Vorrichtung, die ein Schließen des Zuganges bezweckte, als Stützpunkte gedient haben, ist klar; Genaueres läßt sich aber darüber nicht feststellen. Man könnte an hölzerne Pfosten, die eine Kette trugen, denken. Die Rampe selbst war durch große absatzartige Stufen besonders bequem begehbar gemacht. An zwei Stellen sind nämlich kleine, einander parallele Mauerreste erhalten, die im spitzen Winkel an die beiden seitlichen Mauern ansetzen, also schräg zur Richtung der Rampe laufen. Sie haben vermutlich eine Erdschüttung gehalten. So konnte man also von der oben laufenden „Kommunikation“ aus gerade auf die Quelle zuschreiten. Da für die Niveaudifferenz von 2.1 m eine Strecke von 17 m zur Verfügung stand, betrug das Gefälle dieses jüngeren Zuganges 12 Proz. Die einfache, aber überlegte Sorgfalt, die aus dieser Anlage spricht, macht es wahrscheinlich, daß auch der jüngere Zugang noch in die gute alte Zeit Theras zu setzen ist.

Es lassen sich demnach für Lurí und Manolis-Brunnen drei Entwicklungsphasen unterscheiden:

- 1) Der alte Brunnen mit muldenförmigem Schöpfungsbassin.
- 2) Das Lurí wird gebaut und dadurch eine Erweiterung der Brunnenanlage durch Hinzufügung eines quadratischen Bassins veranlaßt. Der „ältere Zugang“ (Mauerlücke).
- 3) Verlegung des Zuganges. Der „jüngere Zugang“ (Rampe).

Die Feststellung dieser Entwicklungsphasen ermöglicht im Zusammenhang mit den besprochenen Felsinschriften eine annähernde Datierung des Lurí. Die Felsinschrift *Αιγλάτα* (I. G. XII 3, 412), die die Existenz des Lurí voraussetzt, gehört in das VI. oder den Anfang des V. Jahrhunderts. Die Felsinschrift am Manolis-Brunnen (I. G. XII 3, 555) ist wegen der Stelle des Felsens, an der sie angebracht ist, wahrscheinlich älter als der „ältere Zugang“, d. h. sie wurde in einer Zeit geschrieben, als das Lurí noch nicht da war. Da sie in das VII. oder den Anfang des VI. Jahrhunderts gehört, folgt daraus, daß das Lurí im VI. Jahrhundert entstanden ist. Seine Bauart stimmt zu diesem Zeitansatz vortrefflich.

Die Erkenntnis, daß das Lurí eine in archaischer Zeit gebaute „militärische Kommunikation“ ist, legt einige nicht unwesentliche Schlußfolgerungen betreffs der allgemeinen Stadt-

anlage von Thera nahe. Die Frage nach der Stadtmauer und den Stadttoren hat, schon bevor Hiller den Spaten ansetzte, die älteren Forscher (namentlich Mamet und Weil) beschäftigt. Sie wurde akut, als bei Hillers Ausgrabungen mehrere Mitarbeiter den wichtigen Gesichtspunkt besonders ins Auge faßten und Mauern und Stadttore — wir dürfen sagen: vergeblich — suchten. Die eingehende Untersuchung Dörpfelds (Bd. I 189—196), der im Sommer 1898 die Frage studierte, hat zwar einige an der Westseite der Stadt erhaltene Mauerstücke als Teile einer städtischen Befestigungsmauer nachgewiesen und die Analyse der theräischen Terrassenmauern im allgemeinen wesentlich gefördert, aber das „quod erat demonstrandum“, der Mauerring, den Dörpfeld nachweisen wollte, ist meines Erachtens eine Hypothese geblieben. Für den ganzen langgestreckten Nord- und Ostrand der Stadt ist auch nicht ein Stein ermittelt worden, der für die Existenz einer Stadtmauer spräche. So ist eine befriedigende Lösung der Frage bisher nicht gelungen; im Gegenteil, einige Resultate, die man zu haben glaubte, sind durch neuere Untersuchungen wieder zerflattert<sup>10)</sup>. In dem „Lurí“ glaube ich nun ein entscheidendes Argument für die Richtigkeit der von mir seit meinem ersten Besuche Theras (1895) vertretenen Anschauung gefunden zu haben, daß Thera zu allen Zeiten eine offene Stadt, d. h. eine Stadt ohne Ringmauer war. Denn eine solche „Kommunikation“ würde, falls eine Stadtmauer vorhanden gewesen wäre, weder innerhalb noch außerhalb des Mauerringes ihren Platz gefunden oder einen Zweck erfüllt haben; sie kann nur geschaffen worden sein, um gewisse Funktionen zu übernehmen, die sonst die Stadtmauer ausübt. Dies soll im folgenden begründet werden.

Wir sind im allgemeinen gewöhnt, bei den Städten des Altertums eine städtische Ringmauer für unzertrennlich verbunden zu halten mit dem Begriff der Stadt als solcher. Aber daß der *περιειχισμός* einer Stadt weder für ihre staatliche noch für ihre religiöse Einheit ein notwendiges Erfordernis bildet, lehrt, abgesehen von zahlreichen Einzelbeobachtungen, schon das Beispiel des ältesten Athen. Der *περιειχισμός* ist also lediglich eine Zweckmäßigsfrage, und die geltende Anschauung, daß er erforderlich sei, gründet sich auf der Erfahrungsthat, daß in den weitaus meisten Fällen eine Ringmauer das geeignetste Mittel war, die Stadt zu einer militärisch verteidigungsfähigen Einheit zu machen und ihre politische Unabhängigkeit zu sichern. Besondere Umstände konnten daher recht wohl eine andere Lösung dieser Zweckmäßigsfrage und die Einrichtung eines anderen Verteidigungssystems veranlassen. Daß der schmale, fast nach allen Seiten steil abfallende Bergrücken, auf dem die Stadt Thera liegt, einer Befestigung durch eine Ringmauer fast nirgends zu bedürfen scheint, hat schon Dörpfeld a. a. O. hervorgehoben; nur hat er leider die Wirksamkeit dieser Beobachtung später durch seine eigenen Ausführungen wieder aufgehoben. Allerdings scheint mir Dörpfeld die Erklímmung des theräischen Stadtberges für zu schwierig eingeschätzt zu

<sup>10)</sup> Ich denke dabei an die Stadttorfrage. Dörpfeld (Bd. I 196) nimmt auf Grund der Gestaltung des Stadtberges an, daß nur ein Haupttor vorhanden war, das am nördlichen Ende des Bergrückens, der Sellada gegenüber, lag. Außerdem vermutet er einige Nebentore, bemerkt aber ausdrücklich und zutreffend, daß sich weder von dem einen noch von den anderen Reste gefunden haben. Später (Dörpfelds Untersuchung datiert von Sommer 1898) schien es eine Zeit lang, als ob in einem wirren Mauerkomplex, der im Zuge der alten „Selladastraße“ etwa 70 m südlich von der Stephanoskapelle und etwas tiefer als diese auf einer Höhe von ca. 300 m ü. M. zu Tage getreten war, das alte Haupt-

tor gefunden sei. Die subtilen und sorgfältigen Untersuchungen Wilskis (Bd. III 211 ff., vergl. Hillers Bemerkungen darüber Bd. III 135) haben aber die Reste als byzantinisch erwiesen. Wilski bemerkt ausdrücklich (S. 212), daß Spuren eines älteren Tores an der Stelle nicht nachzuweisen gewesen seien. Die „Selladastraße“, die vom Sattelpunkt der Sellada zum Markte der Stadt hinaufführte, ist jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung von Wilski festgelegt und untersucht (Bd. III 207 ff.), aber nirgends sind Torbaureste zu Tage getreten. Sollte unter diesen Umständen der ex silentio-Schluß, daß es überhaupt kein Stadttor gegeben hat, nicht methodisch zulässig sein?

haben. Gewiß ist es nicht leicht, von einer anderen Seite als von der Sellada aus hinaufzukraxeln, namentlich für unsereinen; aber daß es bei genauer Kenntnis des Terrains durchaus möglich ist, das haben nicht nur die Ausgrabungsarbeiter, die täglich wie die Ziegen auf rücksichtslos geradem Wege hinunterliefen, um zu ihren Dörfern zu gelangen, und ebenso auch hinaufstiegen, sondern auch mancher deutscher Archäologe, der es aus Forscherdrang oder Sport nachmachte, genugsam bewiesen<sup>11)</sup>. Von der Gegenwart darf man in dieser Beziehung auf die Vergangenheit schließen. So will mir Dörpfelds Einwand (S. 190), daß ein Fremder oder gar ein feindliches Heer derartige Leistungen gewandter und ortskundiger Eingeborener nicht so leicht nachmachen könnte, nicht stichhaltig erscheinen. Das allgemeine Training für Klettertouren dieser Art besaßen im Altertum ebenso wie heute nicht nur die Theräer, sondern ebenso die anderen Inselgriechen und auch viele Festlandsgriechen, und die fehlende specielle Terrainkenntnis ließ sich ersetzen. Wozu gab es denn „Verräter“, die uns in den Berichten über die Kleinkriege des griechischen Altertums so oft begegnen, namentlich als wegekundige Führer! Und an ein „feindliches Heer“ darf man nicht denken. Um große Heeresmassen hat es sich bei diesen Raufereien überhaupt nicht gehandelt. Einige Dutzend kühner Männer, denen ein „Verräter“ die geeignetste Schlucht und Abhangsfurche wies, genügten für einen Ueberfall oder ersten Sturmangriff<sup>12)</sup>.

Auf die natürliche Sicherheit, die die Lage des Stadtberges bot, durften sich die Theräer bezüglich der Verteidigung ihrer Stadt also nicht verlassen. Um so eher müssen sie, so scheint es, eine Ringmauer gehabt haben. Eine genaue Prüfung der Terrainverhältnisse zeigt, daß diese Schlußfolgerung verkehrt ist. Eine Stadtmauer kann nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn die Verteidiger das vor der Mauer liegende Gebiet — das Glacis — übersehen können. Ist das nicht der Fall, so legt sich der Verteidiger zu seinem eigenen Schaden durch die Mauer fest. In Thera mag man nun die Trace der Stadtmauer ansetzen, wie man will, man mag die Mauer auch so hoch annehmen, wie man will, der schluchtenreiche und zackige Abhang läßt keine zusammenhängende Ringlinie zu, die durchweg die nötige Uebersicht gewährte. Dazu kommt, daß eine Ringmauer an vielen Stellen wirklich überflüssig gewesen wäre. Das Verteidigungssystem der Stadt mußte also beweglicher gestaltet und den natürlichen Bedingungen loser angepaßt werden. Und das ist in vorzüglicher Weise geschehen, wie wir noch heute in großen Zügen feststellen können. Die leitenden Gesichtspunkte mußten sein und waren auch: ein Netz nicht auf der Höhe, sondern auf den Bergabhängen gelegener Beobachtungsposten zur Verfügung zu haben und die gefährdeten Stellen dauernd zu schützen, sei es durch Sperrmauern, sei es durch Wachthäuser. Daß am westlichen Rande des Bergrückens, nach der Sellada hin, also an der offensten Seite der Stadt, eine kurze Sperr- und Verteidigungsmauer gewesen ist, ist zweifellos. Ihre Reste sind auch gefunden und von Dörpfeld (a. a. O.) besprochen. Daß aber außer diesen Resten an keiner anderen Stelle sichere Stadtmauerreste nachgewiesen sind, ist eigentlich beweisend genug. Denn die gewaltige und prachtvolle Terrassenmauer südlich vom Tempel des Apollon Karneios, die den Festplatz trug,

<sup>11)</sup> Da bei den Ausgrabungsarbeitern Kenntnis und Beurteilung des Terrains sowie die körperliche Gewandtheit im wesentlichen gleich waren, hatte sich während der Ausgrabungen durch Abtreten rasch ein Fußpfad (*μονοπάτι*) ausgebildet, der vom Evangelismos über die steilen Halden und Felsen direkt nach der Ebene des Kamari hinunterführte und viel benutzt wurde. Die Leute nannten ihn bezeichnenderweise *η Σκληρη* (Wilski giebt in Bd. I 348 den Pfad nicht ganz richtig an). Welche Glanz-

leistungen dabei herauskamen, mag ein von mir und Wilski beobachteter Fall (der Betreffende wußte nicht, daß er beobachtet wurde) beweisen. An einem Julinachmittag 1900 lief unser Küchenarbeiter Andreas, ein 20-jähriger besonders flinker Bursche, vom Evangelismos hinunter nach Goniá und wieder zurück hinauf zum Evangelismos in 50 Minuten!  
<sup>12)</sup> Nachträglich sehe ich, daß Wilski (Bd. III 235) einen ganz ähnlichen Gedankengang zum Ausdruck gebracht hat.

kann schon deswegen nicht als ein Teil der Stadtmauer aufgefaßt werden, weil die städtischen Anlagen sich am Abhang weiter hinunter erstreckten. Allerdings weise auch ich dieser Terrassenmauer eine Stelle in dem Verteidigungssystem der Stadt an: sie bildete eine Hochwarte von umfassendem Gesichtskreis, und daß man bei ihrer Anlage daran gedacht hat (etwa wie bei den Plattformen und Türmen unserer Burgen und Rathäuser), scheint mir sicher. Auch die am Nordostrande der Stadt gelegene schöne Terrassenmauer, der sogenannte *Πλατὴς τοῖχος*, wird gelegentlich als guter Beobachtungsposten gedient haben, aber eine Beziehung zur Stadtmauer, die auch Dörpfeld nur zweifelnd annimmt (S. 195), kann ich ihr nicht zuerkennen. Die ganze ausgedehnte Nordostseite der Stadt war mauerlos. Wichtiger als diese Terrassenmauern war für die Verteidigungsbereitschaft der Stadt das Netz der auf dem Abhang gelegenen Beobachtungsposten und der Wachthäuser, die an gefährdeten Stellen, wo eine Bergfalte das Erklimmen erleichterte, gewissermaßen als Sperrforts dienten. Nachgewiesen sind ihrer bisher drei, und zwar alle drei von Wilski; daß es ihrer weit mehr gegeben hat, ist wahrscheinlich<sup>13)</sup>. Alle drei liegen ziemlich tief auf dem Abhang (die höchste Höhe des Stadtberges beträgt 369,3 m); ihre baulichen Reste weisen auf die archaische Zeit. Es sind je ein Wachthaus:

- 1) im äußersten Südwesten des Stadtberges oberhalb der Epagatosinschrift in einer Höhe von 179 m ü. M. an der „Epagatosstraße“, die wahrscheinlich den Verkehr zwischen Thera und der Hafenstadt Eleusis vermittelte, also dem heutigen südlichen Selladaweg entsprach; vgl. Wilski, Bd. III, 232 ffg.;
- 2) auf dem vorgeschobensten Südabhang des Stadtberges, auf dem Felsrücken Stripula, in einer Höhe von 201 m ü. M.; „die Lage auf der Kante zwischen dem Südabhang und dem Südostabhang des Stadtberges und am oberen Ende dreier Schluchten ist für einen Beobachtungsposten äußerst günstig“; vgl. Wilski, Bd. III, 235 und 240;
- 3) auf dem nordöstlichen Abhang des Stadtberges bei der sogenannten Choreutra in einer Höhe von etwa 110–120 m ü. M.; vgl. Wilski, Bd. III, 240 f.

In ein solches System von Verteidigungswerken paßt das Lurí als „militärische Kommunikation“ und „Patrouillenweg“ zwischen zwei Beobachtungsposten vortrefflich hinein. Denn abgesehen vom Westrand der Stadt, der offen lag und durch eine Mauer geschützt war, ist zweifellos der vom Lurí durchschnittene Nordostabhang die gefährdetste Stelle des Messavuno, nicht nur, weil er leichter zu erklimmen ist als der Südabhang, sondern auch weil angriffslustige Feinde eher von Norden als von Süden zu erwarten waren.

Zum Schluß muß noch ein altertümlicher Rest erwähnt werden, der sich beim Lurí findet. Dicht hinter dem Lurí — der Zwischenraum beträgt nur 0,45 bis 0,55 m — und parallel mit ihm, also etwas höher am Abhang, läuft eine etwa 0,45 m breite Mauer von primitiver und altertümlicher Konstruktion. Sie besteht aus einer Reihe kleiner Steine, in die noch kleinere zwischenhineingefüllt sind. Auch sie ist ganz ohne Mörtel gebaut, eine Lehmбетung bildet den Verband. Die Mauer setzt direkt auf der Erde auf, ihre Krone liegt etwa 0,30 m tiefer als die des Lurí, und gleich hinter ihr beginnt der Fels. Der Zwischenraum zwischen beiden Mauern ist mit Erde und Schutt ausgefüllt; an einigen Stellen liegen kleine Steine darüber.

<sup>13)</sup> Daß an der Stelle der heutigen Stephanoskapelle ein Wachthaus gestanden hat, wie Wilski (Bd. III 241) annimmt — es sind Weihenischen und auf Felseinarbeitungen ruhende Mauerreste gefunden worden —, erscheint mir aus allgemeinen Gründen unwahrscheinlich. Aber die Möglichkeit dieser Deutung der Reste besteht. Ein weiteres Wachthaus

vermutet Wilski (Bd. III 234) in der Schlucht der heiligen Irene, die von Perissa aus den Südabhang des Messavuno hinaufzieht und ersteigbar ist. Reste sind dort aber noch nicht gefunden worden, freilich hat man auch noch nicht danach gesucht.

Irgend einen praktischen Zweck, etwa den einer Verstärkung des Lurí, kann diese dünne Steinreihe nicht gehabt haben. Ueberhaupt würde man sie zutreffender als „Absteinung“ wie als Mauer bezeichnen. Ich glaube in ihr eine Grenzlinie erkennen zu dürfen, vielleicht die „heilige Grenze“ der Stadt. Denn da die Ringmauer fehlte, muß das Weichbild der Stadt, das die Stadtgötter schützen sollten, in irgend einer anderen Weise markiert gewesen sein. Allerdings ist mir ein Beispiel solcher „Absteinung“ aus griechischer Zeit nicht bekannt, wohl aber ist Ähnliches für römische Anlagen nachgewiesen. Und eine gewisse Bestätigung meiner Hypothese möchte ich darin erkennen, daß noch heutzutage das Lurí auf dem Nordabhang des Berges die Grenze zwischen dem Besitz des Eliasklosters (oberhalb) und dem Regierungsland (unterhalb) bildet. Wie zäh in den Ländern der alten Kultur die einmal gezogenen Grenzlinien durch Jahrhunderte und Jahrtausende sich behaupten, ist oft hervorgehoben und nachgewiesen worden. In jedem Fall geht aus der modernen Grenzlinie das eine hervor, daß, als dem Eliaskloster der Stadtberg von Thera geschenkt wurde – historisch ist darüber nichts bekannt –, der Geschenkgeber in dem Lurí die Stadtgrenze zu sehen glaubte.